

Was glauben wir Christen?

Hr. Helmut Link versucht, uns eine Antwort zu geben:

Erster Teil

Was glauben Christen bzw. Katholiken oder Protestanten eigentlich? Die Antwort auf diese Frage lernten die Älteren unter uns in ihrer Kindheit anhand des Katechismus. Und ist nicht das Credo als Quintessenz christlichen Glaubens die Jahrhunderte alte und zeitlos gültige Antwort?

Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der nach einem Wort unseres Bischofs Karl Kardinal Lehmann *„der christliche Glaube geräuschlos verdunstet“*. Und wir leben in einer Gesellschaft, in der das Nebeneinander verschiedener Religionen und unterschiedlicher Wertvorstellungen immer unmittelbarer wird. Und damit hat die Frage nach dem christlichen Glauben einen anderen Charakter, eine neue Bedeutung erhalten. Werden die dem Gläubigen aus der Feier der Eucharistie vertrauten Formeln noch als existentiell bedeutsame Antwort verstanden? Die Frage nach unserem Glauben ist eine Herausforderung. Nehmen wir sie an!

Doch schon am Beginn des Nachdenkens stoßen wir auf eine neue Frage: Was meinen wir eigentlich mit „glauben“? Dem nachzugehen ist alles andere als überflüssig oder gar unsinnig, denn die Bedeutung des Wortes „glauben“ ist vielschichtig. Wir geraten an ein Problem, das sogar an die Wurzeln des Christentums zurückreicht.

Jesus, den wir als Christus bekennen, war Jude. Seine Jüngerinnen und Jünger waren Juden. Der Verfasser der ältesten Schriften des Neuen Testaments, Paulus, war Jude. Sie alle lebten in und aus der Welt der Thora. Martin Buber, der große jüdische Religionsphilosoph, hat darauf hingewiesen, dass im jüdischen Verständnis der Glaube, hebräisch Emmuna, den Akt reinen Vertrauens meint. *„Das Vertrauen in Gott ... gleicht der Liebe, die auch nicht begründet wird, sondern in sich selber gründet. Emmuna ist also Glaube als Vertrauensakt.“* (S. Ben-Chorin, *Paulus*, dtv 1980, S. 13f) Indem die Gleichnisse des Neuen Testaments auf vielfältige Weise Gott als den grenzenlos Liebenden vorstellen, laden sie den Menschen zu diesem unbedingten Vertrauen ein. Und wenn Christen das Gebet Jesu, das Vater Unser, sprechen, bringen sie ihren Glauben im Sinne dieses Vertrauens zum Ausdruck.

Das Neue Testament ist nun aber bekanntlich nicht in Hebräisch sondern in Griechisch geschrieben worden, denn Griechisch hatte damals die Bedeutung, die heute der englischen Sprache zukommt. Das Leben und die Botschaft Jesu sollten möglichst vielen Menschen zugänglich werden. Die Evangelisten und - für unser Thema besonders wichtig - Paulus waren also nicht nur als Verfasser sondern auch als Übersetzer tätig. Paulus nun übersetzte das hebräische Emmuna mit dem griechischen Wort Pistis. Pistis aber drückt aus, dass man einen bestimmten Sachverhalt (denn man gleichermaßen nicht begründen kann) für wahr hält. Wenn Paulus nun in seinen Briefen in griechischer Sprache von Pistis schrieb, dachte er aber aus seiner Tradition heraus an das hebräische Emmuna. Anders dagegen seine Leser, die zunehmend nicht aus der jüdischen Tradition kamen. Sie lasen Pistis und verbanden damit bestimmte Inhalte, die als Glaubenswahrheit anzunehmen seien.

Der Glaube als Ausdruck grenzenlosen Gottvertrauens ist, wie schon gesagt, beim Auszug der christlichen Botschaft aus der jüdischen Tradition nicht verloren gegangen. Allerdings hat beim Übergang in die griechische Geisteswelt im Verständnis des Glaubens eine Akzentverschiebung stattgefunden. Zunehmend trat in der frühen Kirchengeschichte der Glaube im Sinne von Inhalten, die als wahr zu gelten haben, in den Mittelpunkt. Hierfür sind die Schriften der alten Kirchenväter und die frühen Konzilien ein deutlicher Beleg. Auf ihnen wurden die Formulierungen des christlichen Credos geschaffen, die - mit späteren Erweiterungen - bis heute beim Gottesdienst und vor allem bei der Tauffeier gesprochen werden.

Zweiter Teil

„Christus ist für unsere Sünden gestorben gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden gemäß der Schrift, und erschien dem Kephas, dann den Zwölf.“ (1 Kor 15,3-5)

Dies ist das erste christliche Glaubensbekenntnis. Paulus zitiert es in seinem ersten Brief an die Korinther, den er wohl Ende des Jahres 51 n. C. geschrieben hat. Die Bibelwissenschaft ist sich heute weitgehend darüber einig, dass diese Sätze schon im ersten Jahrzehnt nach dem Osterereignis formuliert wurden. Und man nimmt an, dass dieses Credo bei der Feier des Brotbrechens, wie die Christen die Feier der Eucharistie nannten, als liturgischer Text verwendet wurde.

Die „frohe Botschaft“ (Griechisch „Evangelium“) von der Überwindung des Todes ist das Zentrum christlichen Glaubens. Es ist nicht lösbar von der Person Jesu. Dies drückt Paulus in seinem ersten Brief an die Thessalonicher so aus: *„Wenn Jesus - und das ist unser Glaube - gestorben und auferstanden ist, dann wird Gott durch Jesus auch die Verstorbenen zusammen mit ihm zur Herrlichkeit führen.“ (1 Thess 4,14)*

Wie sehr Botschaft und Person eine Einheit bilden, lässt sich wiederum durch ein Zitat von Paulus belegen: Am Anfang seines Briefes an die Römer schreibt er von seinem Auftrag, das Evangelium Gottes zu verkünden, *„das Evangelium von seinem Sohn, der dem Fleisch nach geboren ist als Nachkomme Davids, der dem Geist der Heiligkeit nach eingesetzt ist als Sohn Gottes in Macht seit der Auferstehung von den Toten, das Evangelium von Jesus Christus, unserem Herrn.“ (Röm 1,3-4)* Das Fundament des christlichen Glaubens ist nicht eine Lehre oder ein Buch, sondern die Person Jesu.

Im ersten Teil unserer Überlegungen hatten wir dargelegt, welche Akzentverschiebungen die Verkündigung des christlichen Glaubens beim Übergang von der jüdischen in die griechische Geisteswelt erfuhr. Doch ist bei dieser Transformation noch ein weiterer Aspekt zu bedenken. Der jüdische Glaube legt seine Vorstellungen - echt orientalisches - in Erzählungen dar. Wie sehr auch die Verkündigung Jesu in dieser Tradition stand, zeigen die Gleichnisse des Neuen Testaments.

Das griechische Denken dagegen ist geprägt von der philosophischen Frage nach der Wahrheit, und bedient sich dabei einer eher abstrakten metaphysischen Sprache. Die in dieser Geisteswelt lebenden frühen Christen sahen sich vor eine doppelte Aufgabe gestellt. Zum einen suchten sie nach einer Klärung der Frage, welcher Art von Persönlichkeit Jesus war. Was bedeutete in ihrer Denkwelt z. B. die paulinische Formulierung vom „Sohn Gottes, der dem Fleisch nach Nachkomme Davids“ war? Zum anderen suchten sie nach Begriffen, mit denen die Glaubenswahrheiten angemessen ausgedrückt werden konnten. Der hier nur angedeutete Klärungsprozess der ersten christlichen Jahrhunderte war schwierig, und das Ringen um Klarheit führte zu heftigen, uns heute bisweilen fremd anmutenden Auseinandersetzungen. Das Ergebnis sind die verschiedenen Formulierungen des Credo, deren gemeintem Inhalt heute jedoch nicht in allen Teilen unmittelbar zugänglich ist. Den Klärungsprozess im Einzelnen nachzuzeichnen und die verschiedenen Aussagen in der ganzen Breite ihrer jeweiligen Bedeutung zu entfalten, ist aber im Rahmen dieser kurzen Darlegung nicht möglich.

Von größter Wichtigkeit bei unserer Frage nach dem Glauben ist aber, was den Kirchenvätern von Anfang an und durch die ganze Zeit bis heute bewusst war, und was Paulus in dem kurzen, klassischen Satz zusammenfasst: *„Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden.“ (1 Kor 13,9)* Und der große Kirchenlehrer Thomas v. Aquin (1225-1274) formuliert: *„Wir können von Gott nicht erfassen, was er ist, sondern bloß, was er nicht ist und wie sich die anderen Wesen zu ihm beziehen.“ (Th. v. Aquin, s. gent. 1,30)*

Dritter Teil

Im zweiten Teil unserer Überlegungen hatten wir festgestellt: Das Fundament des christlichen Glaubens ist die Person Jesu. Wer aber war dieser Jesus?

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1,14) Auf geniale Weise verknüpft das Johannes-Evangelium die Geburt Jesu mit dem Schöpfungsakt Gottes am Beginn aller Zeiten: *„Gott sprach, es werde ... und es wurde.“ (Gen 1,3ff)* Die Geburt Jesu ist gleichbedeutend mit der Erschaffung von Welt und Kosmos.

Was das Johannes-Evangelium über die Bedeutung der Person Jesu in wenige, abstrakte Worte fasst, kleidet der Evangelist Lukas in die tiefgründigen, wunderbaren und uns seit Kindertagen vertrauten Bilder seiner „Weihnachtserzählungen“. Die Evangelisten Markus und Matthäus hingegen beschreiten bei dem gleichen Bemühen wiederum andere Wege.

So erkennen wir schon an den Texten des Neuen Testaments: Die einmalige Bedeutung der Person Jesu zu erfassen und in menschlicher Sprache auszudrücken, führt zu verschieden-artigen Darstellungen, die sich zwar nicht widersprechen, jedoch inhaltlich auch nicht deckungsgleich sind.

Im ersten und zweiten Teil unserer Überlegungen hatten wir über die grundsätzliche Bedeutung von „Glauben“ gesprochen, sowie die Akzentverschiebungen beim Übergang der christlichen Botschaft in die nicht-jüdische Welt hinein dargestellt.

Nun hat sich der christliche Glaube aber nicht nur - gleichsam horizontal - in verschiedenen Weltgegenden und Kulturen mit unterschiedlichen Denkmustern ausgebreitet, sondern auch - gleichsam vertikal - in die fortlaufende Geschichte hinein bis hinauf in unsere Zeit, in der wir die Welt und uns selbst mit anderen Augen sehen, als die Menschen zur Zeit Jesu. Wir blicken heute auf ein inzwischen zweitausend Jahre währendes Bemühen, die Bedeutung Jesu in immer neuen Versuchen zu erfassen und in die Denkmodelle der jeweiligen Zeit zu übersetzen. Dabei konnten Unterschiede in der Wahrnehmung und Differenzen in der Darstellung nicht ausbleiben. Der Apostel Paulus schreibt eindringlich im Ersten Brief an die Gemeinde in Korinth: *„Ich ermahne euch aber, Brüder, im Namen Jesu Christi, unseres Herrn: Seid alle einmütig, und duldet keine Spaltungen unter euch; seid ganz eines Sinnes und einer Meinung.“ (1 Kor 1,10)* Sein Wunsch hat sich nicht erfüllt; dies auch deshalb, weil der eigentlich geistige Prozess auf vielfältige Weise von allzu menschlichem Geltungsdrang und Machtstreben durchsetzt war. So kam es nicht nur zu unterschiedlichen Sichtweisen in Glaubensfragen, sondern zu Feindschaften bis hin zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Die Christenheit ist gespalten. Die erste große Spaltung war die der Orthodoxie im Jahr 1054; die zweite große Spaltung geschah in der Reformation im Jahr 1521.

„Eine solche Spaltung widerspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ihm ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen.“ (Dekret über den Ökumenismus, Art. 1) Mit diesen Worten bekundete das II. Vatikanische Konzil die Dringlichkeit, unter den Christen wieder die Einheit herzustellen und forderte alle Gläubigen auf, daran mitzuwirken.

Ein wichtiger Schritt dabei ist sicherlich die Besinnung auf die wesentlichen Kerngehalte christlichen Glaubens und Lebens, die doch wohl immer noch allen Christen gemeinsam sind.

Wie sollen wir Christen leben? Paulus schreibt dazu an die Gemeinde in Rom: *„Eure Liebe sei ohne Heuchelei. Verabscheut das Böse, haltet fest am Guten! Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, übertrefft auch in gegenseitiger Achtung! Lasst nicht nach in eurem Eifer, lasst euch vom Geist entflammen und dient dem Herrn! Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet!“ (Röm12,9-12)*

Vierter Teil

Was bedeutet eigentlich „glauben“? - Wie hat sich der Übergang von der jüdischen in die griechische Geisteswelt auf den christlichen Glauben ausgewirkt? - Welchen Einfluss hatte das Bemühen, die Person Jesu besser zu erfassen, auf die Geschichte des Christentums? Diesen Fragen sind wir in den drei Teilen unserer bisherigen Überlegungen nachgegangen. Auf einen solchen Rückblick kann keine Reflexion über den christlichen Glauben verzichten. Schließlich hat unser Glaube eine 2000jährige Geschichte hinter sich, die tiefe Spuren in Lehre und Praxis hinterlassen hat.

Doch christlicher Glaube als Fundament der Lebensgestaltung schaut nach vorn. Bei der Klärung, was das bedeutet, wird ein bisher noch nicht erwähnter, aber zentraler Aspekt in den Blick kommen.

Auch dieser Ansatz beginnt beim Ursprung. An diesem Ursprung steht (auch) ein Gebet. Dieses Gebet ist über alle Differenzen und trennenden Grenzen hinweg den Christen gemeinsam: Das VATER UNSER. Jesus selbst hat es gelehrt, als einer der Apostel ihn bat: „Herr, lehre uns beten!“ (Lukas 11,1) Seiner Antwort schickte Jesus eine Mahnung voraus: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen. Macht es nicht wie sie; denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet.“ (Matthäus 6,7-8) Hier zeigt sich übrigens, wie sehr Jesus in der jüdischen Gebetspraxis beheimatet war. Im Psalm 139 heißt es: „Noch liegt mir das Wort nicht auf der Zunge - du, Herr, kennst es bereits. Du umschließt mich von allen Seiten und legst deine Hand auf mich.“ (Psalm 139, 5) Das Gebet, das Jesus seiner Mahnung folgen lässt, hat es in sich - auch wenn wir dies wegen der Vertrautheit des Textes oft nicht mehr wahrnehmen. Jedes Wort will bedacht sein.

Schon die Anrede drückt die zwei Aspekte christlichen Glaubens aus: Das Vertrauen auf Gott wie auch eine inhaltliche Aussage über sein Wesen. Gott ist kein unnahbarer Herrscher sondern der für jeden jederzeit zugängliche, alle Menschen liebende Vater (und natürlich auch Mutter). Und als solchen spricht ihn der Christ vertrauensvoll an: Vater! Aber nicht ‚mein Vater‘ - gleichsam Besitz ergreifend - sondern ‚unser Vater‘. Dieses ‚unser‘ schließt alle Menschen ein - ohne jede Ausnahme. So darf sich der gläubige Beter in der grenzenlosen Liebe Gottes geborgen fühlen. Zugleich macht er sich bewusst, dass dies ebenso für alle anderen Menschen gilt. Vor dem einen Vater sind wir Menschen Schwestern und Brüder. Das stellt uns - wie die Erfahrung zeigt - vor eine bisweilen gar nicht einfache Aufgabe, wobei die uns fernen Menschen seltener ein Problem sind. Mehr Schwierigkeiten bei dem Bemühen, sie als unsere Schwestern und Brüder zu sehen, können uns bisweilen die „Nächsten“ bereiten. Darum auch wird, was in den beiden ersten Worten des VATER UNSER unausgesprochen schon enthalten ist, im christlichen Grundgebot - das ebenso zur jüdischen Überlieferung gehört - noch einmal ausdrücklich gesagt: „Liebe deinen Nächsten!“ (Matthäus 22,39; Levitikus 19,18)

So führt uns das VATER UNSER ohne Umschweife in das Zentrum des christlichen Glaubens. Ohne die Liebe ist der christliche Glaube nicht denkbar. Paulus sagt es deutlich in seinem ersten Brief an die Gemeinde von Korinth: „Wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts.“ (1 Kor 13, 2) Und für die Zeit der irdischen Wanderschaft, in der auch dem Glaubenden die letzten Geheimnisse verborgen bleiben, fügt er seinen Gedanken abschließend hinzu: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“ (1 Kor 13,13)

Fünfter Teil

Zur Erhellung dieser Frage haben wir in bisher vier Schritten wichtige Aspekte des Anfangs und der Geschichte des Christentums beleuchtet. Im Mittelpunkt unserer letzten Überlegung stand der Anfang des VATER UNSER. Jetzt wollen wir seine sieben Bitten betrachten, denn sie zeigen wesentliche Inhalte unseres Glaubens über das Verhältnis von Gott und Mensch.

Schon der äußere Aufbau dieses Gebetes verrät eine durchdachte Gestaltung. Von den sieben Bitten beziehen sich die ersten drei unmittelbar auf das Verhältnis zwischen Gott und Mensch; die folgenden vier Bitten bringen die Sorgen und Anliegen des Menschen zum Ausdruck und betreffen das Miteinander der Menschen. In der Bibel (und nach ihrer Zeit bis zur Aufklärung) haben Zahlen eine andere Bedeutung als für uns heutige Menschen. Sie stehen symbolisch für bestimmte Inhalte. So steht die Drei für den Geist, für Gott; Die Vier steht für die Materie, das Irdische. Und die Sieben (als Summe von Drei und Vier) ist die Zahl des Menschen, denn in ihm kommen Geist und Materie zusammen. Das VATER UNSER ist also das Gebet des Menschen schlechthin.

Nach der Anrede, die wir im vorigen Beitrag beleuchtet haben, geben die drei ersten Bitten Gott den Vorrang und die ihm gebührende Ehre: Sein Name werde geheiligt, sein Reich komme, sein Wille geschehe. Ob wir das immer bedenken, wenn wir dieses Gebet sprechen?

Die dann folgenden vier Bitten beginnen mit dem, was der Mensch zum Leben braucht: das ist zunächst das „tägliche Brot“ im weiten Sinn des Wortes, die Grundlage für seine Existenz. Dann aber nimmt das Gebet Anliegen auf, die dem modernen Menschen gar nicht mehr so sehr im Blick liegen: die Bitte um Vergebung der eigenen Schuld, und zwar in dem Maß, wie der Beter selbst zur Vergebung bereit ist. Im Original beim Evangelisten Matthäus heißt es sogar viel schärfer: „Erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldner erlassen haben!“ Diese Bitte verlangt also dem Beter etwas ab, was unter Umständen sehr schwer sein kann! Die dann folgende, vorletzte Bitte hat den Auslegern der Schrift stets viel Kopfzerbrechen bereitet: Führt etwa Gott den Menschen in Versuchung? Das ist doch wohl nicht denkbar. Vielleicht meint der Text, Gott möge den Menschen vor Situationen bewahren, die ihn überfordern. Am Ende des VATER UNSER aber steht die Bitte, uns Menschen vom Bösen zu befreien.

Jüdische Theologen haben darauf hingewiesen, dass das VATER UNSER ganz und gar in der jüdischen Tradition beheimatet ist und im Grunde keinen Gedanken enthält, der nicht (wenn auch in anderer Formulierung) ebenso im Alten Testament oder der jüdischen Tradition vorkommt. So haben wir wiederum einen Hinweis darauf, wie sehr unser christlicher Glaube im jüdischen Glauben verwurzelt ist.

Erinnern wir uns aus dem letzten Beitrag der Warnung, die Jesus dem VATER UNSER voranschickte: „Macht nicht viele Worte!“ Dazu passt eine chassidische Erzählung:

Rabbi Israels Gemeinde war andächtig versammelt und wartete, dass der Meister das Gebet beginne. So verging eine Stunde, er schwieg. Es verging viel Zeit, noch immer verweilte er schweigend. Die Gemeinde war voller Angst über das Verstummen des Meisters. Er sagte: „Noch sind die Tore des Erbarmens unserem Gebet verschlossen.“

Da betrat ein Knabe aus dem entfernten Dorf das Bethaus. Erschöpft vom Weg, verstaubt, rief er: „Väterchen mein, ich weiß nicht, wie man betet, ich möchte dir das schönste Lied des Waldes pfeifen!“

Als sein Lied beendet war, fing der Rabbi das Gebet an. Und alle fühlten an jenem Tage, wie ihre Bitten den Thron des Schöpfers umschwebten.

Helmut Link